

JOCHEN A. BÄR

Nation und Sprache in der Sicht romantischer Schriftsteller und Sprachtheoretiker

1. Vorbemerkungen
 - 1.1. Zur Identifizierung von Romantik und Nationalismus
 - 1.2. Zur inhaltlichen Bestimmung von *Romantik* und *romantisch*
2. Zur Semantik des Wortfeldes „Nation“ im romantischen Diskurs
 - 2.1. Der kulturelle Nationsbegriff
 - 2.2. Der politische Nationsbegriff
 - 2.3. Der sprachliche Nationsbegriff
 - 2.4. Der lebensräumlich-charakterliche Nationsbegriff
 - 2.5. Der genetische Nationsbegriff
3. Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen *Nation/Volk* und *Sprache*
 - 3.1. National- und Sprachcharaktere
 - 3.2. Sprache und Denken
4. Purismus – Liberalität: Haltungen gegenüber dem Fremden
 - 4.1. Erkenntnistheoretisch-moralischer Ansatz
 - 4.2. Ästhetischer Ansatz
5. Zusammenfassung
6. Zitierte Literatur
 - 6.1. Quellen
 - 6.2. Forschungsliteratur

1. Vorbemerkungen

Das Thema *Nation und Sprache*, in Verbindung gebracht mit der deutschen Romantik, evoziert gängige Klischees. Romantik und Nationalismus gelten vielfach als Synonyme. Man denkt an Thesen von nationalsprachspezifischen ‚Weltbildern‘ und an patriotische bis nationalchauvinistische Töne im Zusammenhang der Befreiungskriege.

Abgesehen von solchen Vorurteilen, die kritisch zu reflektieren sind, besteht das prinzipielle Problem der thematischen Bestimmung. Da Literaturwissenschaftler ein anderes Romantikbild haben als Historiker (von Philosophiehistorikern, Kunsthistorikern, Musikwissenschaftlern ganz zu schweigen), kann das Spektrum der Erwartungen, je nach Sichtweise, ei-

nen Zeitraum von bis zu 80 Jahren (ca. 1770 bis ca. 1850) und Autoren von Herder bis zu Jacob Grimm umfassen.¹

Jede Beschäftigung mit dem Themenkomplex ‚Nation‘ bei romantischen Schriftstellern hat sich also vorab damit auseinanderzusetzen, daß erstens das Thema ideologisch vorgeprägt ist (1.1), und daß zweitens die Termini *Romantik* bzw. *romantisch* klärungsbedürftig sind (1.2).

1.1. Zur Identifizierung von Romantik und Nationalismus

Tatsache ist, daß romantische Autoren sich mit dem Thema *Nation/Volk* angelegentlich beschäftigen und daß diese Beschäftigung durchaus nicht immer frei von gedanklichen Exzessen bleibt. Insbesondere im häufig angestellten Vergleich des eigenen ‚Nationalcharakters‘ mit anderen werden einige Nationen nicht eben freundlich bedacht. Immerhin fällt auf, daß bei aller Pauschalität der Formulierung solcher Urteile nur in den seltensten Fällen wirklich ganze Nationen kategorisiert werden. Es geht vielmehr meist um einzelne Angehörige oder Teilgruppen, die im jeweils aktuellen Kontext nur als exemplarische Vertreter ihrer Nation angesehen werden. So ist beispielsweise in allen poetologischen Abhandlungen, in denen verschiedene Nationalliteraturen einander gegenübergestellt werden, zu berücksichtigen, daß positiv wie negativ wertende Äußerungen über ‚die‘ Deutschen, Franzosen, Engländer usw. sich ausschließlich auf die Vertreter eben der jeweiligen Literatur beziehen. Viele vermeintliche Belege für nationalen Chauvinismus können unter diesem Aspekt lediglich als Polemik gegen dichtungstheoretische Konzepte gedeutet werden.

Selbst in Fällen, in denen es tatsächlich um die Bewertung von *Nationen* im ganzen geht, läßt sich dies ‚Individualprinzip‘ erkennen – anders gesagt: die Einschätzung hängt immer von historischen Tatsachen ab, ist also nicht unveränderlich. In Kleists *Katechismus der Deutschen* heißt es auf die Frage „Wer sind deine Feinde, mein Sohn?“, „Napoleon, und solange er ihr Kaiser ist, die Franzosen“ (Kleist 1809, 391).

Eine solche Haltung ist durchaus nicht unüblich. Gerade die Franzosen, zu denen das Verhältnis aufgrund der politischen Verhältnisse eben damals gespannt ist, werden doch keineswegs ausschließlich negativ gesehen. Ein Mann wie der romantische Sprachpunist Kolbe, der immerhin radikal gegen die Verwendung französischer Fremdwörter zu Felde zieht, steht gleich-

¹ Es ist klar, daß hier erstens nur der deutsche Sprachraum in den Blick genommen wird, und daß zweitens nur Autoren berücksichtigt werden, die sich explizit zum Themenkomplex *Nation und Sprache* geäußert haben: Wäre dies nicht der Fall, so ließen sich problemlos noch einige Jahrzehnte und einige Dutzend Autoren mehr hinzurechnen.

wohl nicht an zu bekennen, daß er französisch erzogen ist und seine Bildung der französischen Kultur verdankt (Kolbe 1809, XV).

Verkürzt gesagt resultiert die geläufige Verknüpfung von Romantik und Nationalismus nicht aus einer unvoreingenommenen Beschäftigung mit der Romantik selbst, sondern dokumentiert die unkritische Übernahme einer ideologisch geprägten Romantikinterpretation. Der romantische Diskurs als solcher ist nicht nationalistischer als andere Diskurse, und die Romantiker sind nicht besser als andere geeignet, von Vertretern eines chauvinistischen ‚Deutschtums‘ als geistige Ahnen in Anspruch genommen zu werden, was allerdings in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts durch Autoren wie Arthur Moeller van den Bruck und durch Literaturhistoriker wie Julius Petersen und Josef Nadler gerade geschah. Diese nationalideologische Sicht der Romantik hat mit den historischen Tatsachen selbst, d.h. mit den Quellentexten, nicht allzuviel zu tun; sie ist hauptsächlich propagandistischem Interesse verhaftet und durch dieses geprägt. K. Schulz (1989, 32) hat gezeigt, daß die Verbindung zumindest der frühen Romantik mit dem Nationalismus eine „relativ neue Vorstellung“ ist und tatsächlich nicht vor 1918 in Deutschland aufkam, und daß die Romantik dann erst im Zuge nationalsozialistischer Vereinnahmung vollends „zwangswise nationalisiert“ wurde (ebd. 33).

1.2. Zur inhaltlichen Bestimmung von *Romantik* und *romantisch*

Es kann hier selbstverständlich nicht darum gehen, grundsätzlich zu klären, was *Romantik* bzw. *romantisch* bedeuten soll. Beabsichtigt ist ausschließlich eine Erläuterung, was im gegenwärtigen Kontext mit beiden Termini gemeint ist.

Meiner Verwendung der in Frage stehenden Wörter liegt ein in anderem Zusammenhang (vgl. Bär 1998, 161–165; 1999a, 28–52) vorgestellter und ausführlich diskutierter Kriterienkatalog zugrunde, der hier nur kurz umrissen zu werden braucht. Grundsätzlich ist festzustellen, daß dabei keine literaturwissenschaftliche Romantik-Auffassung vertreten wird, sondern eine geistesgeschichtliche; im Zentrum des Interesses steht weniger die romantische Dichtung als der theoretisch-romantische Diskurs.

Den Terminus *Diskurs* verwende ich nicht im Anschluß an eine der verschiedenen kultur- oder sozialhistorischen Diskurstheorien. Unter theoretisch-romantischem Diskurs verstehe ich hier eine gedankliche Beschäftigung mit bestimmten, im folgenden näher zu erläuternden Themen, die von deutschsprachigen Autoren zwischen ca. 1790 und ca. 1830 in Anwendung ähnlicher, im folgenden ebenfalls genauer zu bestimmender Denk- und Herangehensweisen, Topoi und Wertungshaltungen unternommen wurde. Damit ergibt sich ein Zeitrahmen von rund 40 Jahren, innerhalb

dessen aber eben selbstverständlich nicht jeder Autor (und wohl kaum einer mit *jedem* seiner Texte) am romantischen Diskurs teilnimmt.

Ohnedies geht es hier nicht darum, bestimmte Autoren als ‚Romantiker‘, andere als ‚Nichtromantiker‘ zu klassifizieren, sondern darum, bestimmte Aussagen, Theoreme, Konzepte usw. als romantisch oder romantischem Gedankengut nahestehend zu charakterisieren. Daher können hier durchaus auch Texte von Autoren herangezogen werden, die traditionellerweise nicht zur Romantik bzw. in deren unmittelbarem Umfeld gezählt werden (z. B. Wilhelm von Humboldt² und Johann Gottlieb Fichte).

Inhaltliche Kriterien, um einen (deutschsprachigen) Text aus der Zeit von ca. 1790 bis ca. 1830 zum romantischen Diskurs zu rechnen, sind bestimmte Themen, die in ihm behandelt werden können. Die als offen verstandene Liste in Frage kommender Gegenstandsbereiche umfaßt mindestens die folgenden:

- Kunst (in erster Linie Literatur, ebenfalls bildende Kunst, vor allem Malerei),
- Sprache (sowohl unter poetologischem wie unter philologischem und hermeneutischem Aspekt),
- Natur (in der vollen Bandbreite des Spektrums moderner Naturwissenschaften, einschließlich der Medizin),
- Wissenschaftstheorie,
- Religion,
- Geschichte,
- Persönlichkeit/Ich/menschliches Individuum,
- Staat/Gesellschaft,
- Volk/Nation,
- Mythologie.

Allerdings reicht es nicht aus, daß ein Text Themen oder Fragestellungen aus den genannten Gegenstandsbereichen behandelt: Er muß sie in einer bestimmten Weise behandeln, d. h. er muß bestimmte semantische Konzepte, stets wiederkehrende Verbindungen bestimmter Themen oder thematischer Aspekte oder auch typische Denk- und Wertungshaltungen erkennen lassen. Zu denken ist beispielsweise an:

- Sehnsucht nach dem Unendlichen, Absoluten, Transzendenten,
- in Konsequenz dieser Sehnsucht das romantische Universalismustheorem (die These, daß alles mit allem zusammenhängt, miteinander in lebendiger Wechselwirkung steht und dem Wesen nach letztlich eine Einheit bildet),

² Humboldts Nähe zum romantischen Diskurs hat zuerst Müller-Vollmer (1976, 225) betont.

- damit zusammenhängend die Neigung, die verschiedensten Reflexionsgegenstände miteinander in Beziehung zu setzen,
- die Adaption des transzendentalphilosophischen Denkansatzes, die Frage nach Identität, und zwar sowohl des menschlichen Individuums als auch größerer Gruppen, z. B. Nationen,
- eine Abneigung gegen mechanistische Tendenzen der Neuzeit,
- eine Abneigung gegen rationalistische und empiristische Denkweisen, wie sie in der romantischen Aufklärungskritik zum Ausdruck kommt, Bestrebungen nach Restitution alter und als besser empfundenen Verhältnisse,
- damit zusammenhängend eine spezielle Vorliebe für das Mittelalter (das in einer idealisch-verklärenden Weise gesehen wird),
- eine kosmopolitische Weltsicht (wobei der Kosmopolitismus faktisch weitgehend auf Europa beschränkt bleibt),
- eine anfängliche Begeisterung für die französische Revolution, im Laufe der Zeit dagegen eine immer deutlicher hervortretende politisch konservative Haltung,
- anfängliche Tendenzen zu einer Kunst- und/oder Humanitätsreligiosität, im Laufe der Zeit dagegen bei einigen Autoren eine Wendung zum Christentum – meist zu einem mystisch geprägten Katholizismus.

Insgesamt liegt der Quellenauswahl also ein recht weitgefaßtes Verständnis von Romantik zugrunde. Untersucht wurden ca. 200 deutschsprachige Texte von ca. 30 Autoren, von denen hier natürlich nur eine Auswahl präsentiert werden kann. Die Quellen verteilen sich, wie zuvor begründet, über einen Zeitraum von ca. 40 Jahren, das Schwergewicht liegt dabei auf der Zeit von ca. 1795 bis ca. 1815. Hauptgrundlage der Recherche ist das von mir in anderem Zusammenhang (Bär 1998, 167–169) vorgestellte *Quellenkorpus zur europäischen Romantik* (QUER). Zusätzlich wurden ca. 20 für das Thema *Nation und Sprache* relevante, über das QUER (bislang) nicht erschlossene Texte herangezogen. Berücksichtigt sind die Textsorten Aufsatz, Rede, Vorlesung, Agitationsschrift/-lied, Aphorismen- und Fragmentsammlung, Fiktion (Roman, Lyrik usw.), Privatbrief, Tagebuch, Notiz/Entwurf.

2. Zur Semantik des Wortfeldes ‚Nation‘ im romantischen Diskurs

Partiell synonym zu *Nation* werden in den hier untersuchten Quellen einige andere Wörter verwendet, nämlich *Volk*, *Stamm*, *Geschlecht*, *Rasse*, *Völkerschaft*, *Schar*, *Staat*. Jedes dieser Wörter hat mindestens eine Bedeutung, die für *Nation* nicht belegt ist; es versteht sich von selbst, daß sie in diesen Bedeutungen bei Betrachtung des Wortfeldes ‚Nation‘ außer acht bleiben. Besonders ausgeprägte Synonymieverhältnisse bestehen zwischen den Ausdrücken *Nation* und *Volk*; ihre Bedeutung kann in den weitaus meisten Fällen verallgemeinernd mit ‚kulturelle, sprachliche und/oder politische Gemeinschaft‘ angegeben werden. Wortgeschichtlich gesehen ist diese Tatsache verhältnismäßig neu. Zwar kann das Wort *Nation* seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, spätestens seit dem 16. Jahrhundert im genannten Sinne verwendet werden (vgl. Schönemann 1992, 284ff.), das Wort *Volk* hingegen wird vor dem Ende des 18. Jahrhunderts hauptsächlich auf bestimmte Teile der *Nation*: „soziale Gruppen der unterschiedlichsten Größe und Zusammensetzung bis hin zur Gesamtheit der Besitzlosen und Ungebildeten in der Gesellschaft“ angewendet und wird in der umfassenderen Bedeutung – von bestimmten Ausnahmen abgesehen – erst seit Herder gebraucht (ebd. 283).

Auch in den hier untersuchten Texten ist die ältere, sozialschichtige Bedeutung von *Volk* belegt (z. B. in der Wendung *gemeines Volk*), die bei *Nation* nicht anzutreffen ist, aber in der Mehrzahl aller Fälle zeigt sich eine deutliche Übereinstimmung der jeweiligen Wortverwendungen.³ Die semantischen Konzepte ‚Nation‘ und ‚Volk‘ sind also im romantischen Diskurs teilweise identisch – sie stimmen in fünf zentralen Begriffstypen überein.⁴ Beide umfassen darüber hinaus noch jeweils andere Begriffe, die hier aber keine Rolle spielen. In den Blick kommen ausschließlich der kulturelle (2.1), der politische (2.2), der sprachliche (2.3), der lebensräumlich-charak-

³ Vgl. die lexikographische Analyse bei Bär 1999a, Anhang II, s. v. *Nation* und *Volk*.

⁴ Die Ausdrücke *Begriff* und (*semantisches*) *Konzept* verweise ich synonym; sie stehen für die Zusammenfassung der einander ganz oder teilweise entsprechenden Sememe verschiedener Wörter eines Wortfeldes zu einer Einheit, die ihrerseits als inhaltsseitige Größe verstanden wird. Die Analogie der Termini *Bedeutung* (einzelwortspezifisch) und *Begriff/Konzept* (einzelwortübergreifend) ist vollständig: Mit *Bedeutung* kann ebenso die Gesamtbedeutung (*Signifikat*, *Bedeutungsfeld*) wie eine Einzelbedeutung (Semem) eines Wortes gemeint sein; entsprechend mit *Begriff* und *Konzept* ebenso die Gesamtheit der einander ganz oder teilweise entsprechenden Sememe verschiedener Wörter eines Wortfeldes (*Gesamtbegriff*, *konzeptuelles Feld*) wie ein hinreichend deutlich abgrenzbarer semantischer Einzelaspekt im Rahmen dieser Gesamtheit (*Einzelbegriff*, *Begriffstyp*, *begriffliche/konzeptuelle Ausprägung*). Zur ausführlichen Erläuterung und Begründung der Terminologie vgl. Bär 2000.

terliche (2.4) und der genetische (2.5) Nations- und Volksbegriff. Da das Ausgangswort der Untersuchung *Nation* ist und *Volk* hier nur als Bestandteil des Wortfeldes ‚Nation‘ in Betracht kommt, ist im weiteren aber nur von Nationsbegriffen die Rede.

2.1. Der kulturelle Nationsbegriff

Am weitesten häufigsten ist in den hier untersuchten Texten mit *Nation* oder *Volk* eine Gruppe von Menschen gemeint, die aufgrund kultureller Kriterien von anderen Gruppen unterschieden wird: Wenn F. Schlegel (1797/98, 88) von der „Plastik der wilden Nationen“ spricht, Novalis (1798, 459) den „intellektuelle[n] Schwerpunkt“ der Menschheit „unter der Deutschen Nation“ lokalisiert, Schelling (1804, 572) erklärt, Mythologie könne „nur aus der Totalität einer Nation [...] geboren werden“, oder A. W. Schlegel (1809/11, 159) vom „Widerstreit des Geschmacks zwischen Zeitaltern und Nationen“ redet, so ist klar, daß hier weniger ein politischer, sprachlicher, lebensweltlich-charakterlicher oder genetischer Nationsbegriff zugrundeliegt, sondern vielmehr ein kultureller.

Der Befund ist eindeutig: Ein *Volk* kann als *stille Totalität* umschrieben werden; einer *Nation*/einem *Volk* können *Bildung*, *Geschmack*, *Kultur*, *Kunst*, *Phantasie*, *Religion* und *Sitten* attestiert werden; die Rede kann sein von der *geistigen Einheit* eines *Volks*, von der *Blüte des Genies*, den *geistigen Hervorbringungen* und den *Schöpfungen des Geistes* einer *Nation*, von *geistigen Bedürfnissen* und der *Denkart* ebenso wie von *Vorurteilen* einer *Nation*, von *gebildeten*, *feinen*, *geistvollen*, *gesitteten*, *kindlichen*, *künstlerischen*, *spekulativen*, auch von *unpoetischen* und *wilden Nationen* und *Völkern*.⁵

Die Tatsache, daß der kulturelle Nationsbegriff nicht notwendig mit anderen Nationsbegriffen einhergehen muß, wird besonders deutlich, wenn man sein Verhältnis zum sprachlichen Nationsbegriff betrachtet. Aus heutiger Sicht scheint selbstverständlich, daß Kultur- und Sprachnation eng ineinandergreifen und daß sprachliche Unterschiede auch kulturelle Unterschiede bedingen – für die Romantiker können beide Begriffe durchaus quer zueinander liegen. August Wilhelm Schlegel z. B. schreibt auf einer und derselben Druckseite von einer Kulturnation Europa (die als solche natürlich verschiedene Sprachnationen umfaßt) und davon, daß Deutschland (also eine und dieselbe Sprachnation) durch die Reformation in zwei verschiedene Kulturnationen gespalten sei.⁶

⁵ Zu den Belegen vgl. Bär 1999a, Anhang II, s. v. *Nation*, und *Volk*.

⁶ Europa, bestimmt, nur eine einzige große Nation auszumachen [...], spaltete sich in sich: das wissenschaftliche Streben zog sich nach Norden, die Kunst und Poesie blieb im Süden“ (A. W. Schlegel 1802/03, 533). – „Deutschland, als die Mutter der Reformation, hat auch an sich selbst die schlimmsten Wirkungen von ihr erfahren: [Es ist]

2.2. Der politische Nationsbegriff

In einem ebenfalls häufig belegten Sinne bedeuten *Nation* und *Volk* eine Gruppe von Menschen, die in einem selbständigen Gemeinwesen zusammenleben und durch gemeinschaftliches politisches Handeln eine Einheit bilden. Synonym verwendet werden kann auch *Staat*, so etwa wenn Novalis (1798/99, 257) die Verfassung („Constitution“) für die „Constructionsformel einer Nation, eines Staats“ erklärt.

Die Verwendungskontexte unterscheiden sich klar von den unter 2.1 beschriebenen: *Nationen* können durch *das Wort Freiheit bewegt* werden, *Werke des Friedens vornehmen*, *Freunde und Bundesgenossen sein*, eine *politische Existenz*, ein *Schicksal*, *heroisches Streben*, *kriegerischen Geist* und *durch politische Künste oder die Waffen erworbenes Übergewicht* haben; es gibt *herrschende, verwaltende, lenkende* und *in Ansehung des Politischen mündige Nationen*. Ein *Volk* ist eine *politische Totalität* oder *politische Einheit*; es gibt eine *Stimme des Volkes* und die vom Geschichtsschreiber vorgenommene *historisch kritische Beschreibung eines Volkes*.⁷

Der politische Nationsbegriff kann ebenso gut wie der kulturelle mit anderen Begriffen einhergehen, aber ebensowenig wie dieser muß er es. Eine Gruppe von Menschen kann auch dann *Nation* genannt werden, wenn sie ausdrücklich nur durch gemeinsames Handeln verbunden ist:

Die Erzählung von der Art wie Romulus die Stadt [Rom] durch Eröffnung eines Asylums angelegt, deutet auf Entwicklung der Römischen Nation aus einem gemischten Haufen: und ihre Lage zwischen Etrurien und Latium spricht dafür. Auch ist zu bemerken, daß die Sprache der Römer niemals von ihnen oder der Hauptstadt den Namen geführt, sondern die Lateinische geheissen: ein auffallender Beweis, daß sie schon <vor Erbauung Roms> vorhanden und gebildet war, und daß die Römer sich von einer größeren Völkerschaft, wozu sie gehörten, hauptsächlich nur durch politische Mittel ausgesondert. (A. W. Schlegel 1803/04a, 195.)

Allerdings finden sich auch Stellen, die darauf schließen lassen, daß der Begriff der Staatsnation die Romantiker konzeptionell nicht völlig zufrieden stellt, anders gesagt, daß eine allein politisch bestimmte *Nation* in ihren Augen keine *Nation* im vollen Sinne ist. Ein Staat wird so lange als eine „zufällige und mechanische“ Angelegenheit angesehen, wie ihm keine „natürliche Einheit“ zugrundeliegt, die es ihm ermöglicht, „sich wahrhaft zum Ganzen [zu] organisieren“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 92). Diese natürliche Einheit kann eine Einheit der Sprache (vgl. 2.3), natürlicher Grenzen (vgl. 2.4) oder der Abstammung (vgl. 2.5) sein; sie zu ignorieren und beispielsweise „einen fremden Bestandtheil einem Reiche anzuzwingen“, könne nur

⁷ in zwey Nationen, die nördliche und südliche geschieden [...], die ohne Zuneigung und Harmonie voneinander nicht wissen, und sich hinderlich fallen, statt gemeinschaftlich herrliche Erscheinungen des Geistes hervorzuufen“ (ebd.).

⁷ Zu den Belegen vgl. Bär 1999a, Anhang II, s. v. *Nation*, und *Volk*.

aufgrund der „langwierigsten Gewaltthätigkeiten“ zum Erfolg führen: „Noch bei der Französischen Revolution war der Sitz der bürgerlichen Kriege da, wo die Landes-Einwohner nicht wahre Franzosen, sondern altbritischen Ursprungs sind, und mit der alten Sprache einen eigenthümlichen Geist beybehalten haben“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 92), und die europäischen Staaten um 1800 seien insgesamt vielfach „aus sehr fremdartigen Theilen, sowohl nach der Natur und Lage der Länder als nach der Nationalität der Bewohner, zusammengezwungen“. Indessen habe doch alles „politische Amalgamiren“ die natürlichen Einheiten nicht gänzlich aufheben können (ebd. 92f.).

2.3. Der sprachliche Nationsbegriff

In bestimmten Zusammenhängen können die Wörter *Nation* und *Volk* im Sinne von ‚Gesamtheit von Sprechern einer Einzelsprache‘ interpretiert werden. Unmißverständlich sind Kontexte, in denen beispielsweise ein *Volk* definiert wird als „eine Menge Menschen, welche sich Sprachzeichen bedient, die eine an Gleichheit gränzende Aehnlichkeit haben“ (Bernhardi 1801, 11), in denen die Rede ist von der *individuellen Ansicht des sprechenden Volkes, welche in der Sprache niedergelegt ist*, oder in denen erklärt wird, es bleibe *der Willkür der Nation überlassen*, wie sie bestimmte grammatische Phänomene handhaben wolle. Eine *Nation* durchläuft *Zeitalter* (d. h. historische Sprachstufen); sie kann im Laufe der Entwicklung ihrer Sprache *empirisch die Mängel ihrer Darstellung bemerken und verbessern*; sie kann (ebenso wie ein *Volk*) ein *Objekt durch Sprachdarstellung bezeichnen*; ein Autor kann entweder *für alle Menschen seiner Nation*, oder nur *für einen Theil derselben darstellen*.⁸

2.4. Der lebensräumlich-charakterliche Nationsbegriff

Deutlich beeinflußt ist das romantische Nationskonzept von der seit dem 17. Jahrhundert zum gedanklichen Allgemeingut gehörenden Klimatheorie. Eine von den bisher behandelten klar abgrenzbare Bedeutung von *Nation/Volk* läßt sich angeben als ‚Gruppe von Menschen, die im selben Land oder in derselben Gegend leben und, bedingt durch die geographischen und insbesondere die klimatischen Verhältnisse, ähnliche physische, psychische und/oder intellektuelle Eigenschaften aufweisen‘: *Der Charakter einer Nation oder Nationalcharakter* hängt ab von *klimatischen Einflüssen* und *Eigentümlichkeiten* wie z. B. der *Temperatur*, von *Veränderungen des Klimas* und *des*

⁸ Zu den Belegen vgl. Bär 1999a, Anhang II, s. v. *Nation*, und *Volk*.

ganzen äußeren Lebens; die *physische Verschiedenheit der Menschenstämme* (auch *Nationalphysiognomie*) unterscheidet sich je nach *Erde-, Himmels- oder Landstrich, Land, oder Weltteil*.⁹

Der lebensräumlich-charakterliche Nationsbegriff ist eng mit der romantischen Sprachkonzeption verbunden. Sprache wird als ein körperlich-geistiges Doppelphänomen und damit in Abhängigkeit vom menschlichen Organismus ebenso wie vom menschlichen Intellekt gesehen. Die Außenwelt beeinflusst beide – in jeweils unterschiedlicher Weise: Der Organismus (insbesondere die Beschaffenheit der ‚Sprachwerkzeuge‘) paßt sich bestimmten Umweltbedingungen an; der Intellekt verarbeitet sinnliche Eindrücke zu inneren Bildern, die sprachlich gefaßt werden und in dieser Fassung die grammatischen und vor allem semantischen Strukturen einer Sprache bestimmen.

2.5. Der genetische Nationsbegriff

Der aus heutiger Sicht problematischste und am stärksten diskreditierte – da von der nationalsozialistischen Rassenideologie pervertierte – Nationsbegriff ist der genetische. Ursprünglich beinhaltet er freilich nicht mehr, als daß eine Gruppe von Menschen über eine gemeinsame Abstammung definiert wird. Die Deutung bestimmter einer *Nation* oder einem *Volk* als Charakteristika zugeschriebener physischer, psychischer oder intellektueller Eigenschaften als Erbgut im biologischen Sinne spielt in diesem Zusammenhang keine oder höchstens eine ganz untergeordnete Rolle. So hält A. W. Schlegel (1803/04a, 268) zwar die Ansicht für richtig, „daß nicht alle menschlichen Geschlechter gleiche Anlagen und gleichen Werth haben“, aber der genetische Aspekt ist hier allenfalls unterschwellig greifbar: Als Grund der Verschiedenheit von Menschengruppen werden deren äußere Lebensbedingungen, insbesondere klimatische Verhältnisse (vgl. 2.4) genannt.

Nationen, Völker oder *Raßen* sind also gemäß dieser Auffassung nicht biologisch auf ein bestimmtes kulturelles oder politisches Schicksal festgelegt. Schlegel wendet sich gegen die Behauptung, daß „die Raßen-Charaktere durch Verpflanzung in andre Climate [...] nicht verändert werden“: Zwar könne „durch eine lange Folge von Geschlechtern unter denselben Einwirkungen ein gewisser Charakter so tief eingepreßt werden, daß er unauslöschlich scheint“, aber er *scheint* es eben nur, und es ist möglich, „unter entgegengesetzten Umständen ihn zu verwischen“ (ebd.).

Im Rahmen des romantischen Gesamtkonzeptes ‚Nation‘ kommt jedoch nicht nur dem Gedanken einer Vererbung bestimmter nationaler

Charakterzüge, sondern auch dem Gedanken der gemeinsamen Abstammung – und das heißt: dem genetischen Nationsbegriff als solchem – keine wesentliche Bedeutung zu. Bemerkenswerterweise spielt die Blutsverwandtschaft nicht so sehr eine Rolle als Kriterium dafür, ob eine Gruppe von Menschen als *Nation* bzw. *Volk* bezeichnet wird, sondern weit mehr für das Verhältnis *zwischen* einzelnen *Nationen* bzw. *Völkern* (die dann ihrerseits meist als kulturell und/oder politisch bestimmte Einheiten verstanden werden). So kann beispielsweise ein *Volk* (im politischen Sinne) Bestandteil eines genetisch zusammengehörenden größeren Stammesverbandes sein, der aber selbst nicht als *Volk/Nation* (dann im genetischen Sinne) bezeichnet wird, sondern als *Stamm* (F. Schlegel 1808, 291).

3. Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Nation/Volk und Sprache

Ein Hauptanliegen der romantischen Theorie ist die Vermittlung von Gegensätzen (vgl. 1.2.). In diesem Kontext kommt der Sprache besondere Bedeutung zu. Sprache wird von den Romantikern unter vielen Aspekten als ein Phänomen der Mitte gesehen: Sie ist nicht nur Medium der Verständigung zwischen Kommunikationspartnern – als Medium des Ausdrucks vermittelt sie auch zwischen dem inneren Menschen und der Außenwelt, zwischen Subjekt und Objekt, und als etwas sowohl Intellektuelles wie Physisches (durch Organe Hervorgebrachtes) vermittelt sie den Dualismus von Geist und Natur.

Der konzeptionelle Zusammenhang von Sprache und Nation läßt sich in einem Satz beschreiben: Beide bedingen einander, beide beeinflussen sich gegenseitig. Eine Sprache ist durch die Nation, von der sie gesprochen wird, durch deren ‚Charakter‘ und Geschichte geprägt (3.1.), wirkt aber andererseits auch wiederum auf sie zurück, indem sie ihre Denkweise und Weltanschauung bestimmt und sie damit zu bestimmten geistigen und kulturellen Leistungen befähigt (3.2.).

3.1. National- und Sprachcharaktere

Zwei unterschiedliche Arten von Faktoren: einerseits natürliche (3.1.1.), andererseits historisch-kulturelle (3.1.2.), können eine *Nation*, und über diese auch ihre Sprache, den „Abdruck der nationalen Individualität“ (Humboldt 1827/29, 242) beeinflussen.

⁹ Zu den Belegen vgl. Bär 1999a, Anhang II, s. v. *Nation*₄ und *Volk*₄.

3.1.1. Als primär wird die Prägung durch die natürliche Umwelt gesehen. Herder (1772, 125) hatte angenommen, daß „*Clima, Luft und Wasser, Speise und Trank [...] auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfließen*“. Die Romantiker sind in ihrem Menschenbild der Aufklärung und dem deutschen Idealismus verpflichtet und sehen daher den Menschen als ein selbstbestimmtes, von Naturzwängen aber gleichwohl nur teilweise unabhängiges Wesen. Es sei ihm möglich, seinen Lebensraum „bis auf einen gewissen Grad nach seinen Absichten“ zu gestalten, aber dabei könne er sich doch „keinesweges von den tellurischen Einflüssen losmachen, welche vielleicht an dem einzelnen verpflanzten Menschen nicht sichtbar werden, in Massen und Jahrhunderten aber sich unfehlbar mächtig erweisen“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 267). Allerdings dürfe die Betrachtung des Menschen „im Zusammenhange mit seinem Wohnsitz“ (ebd.) nicht nur „nach den Graden der Breite“ erfolgen, sondern „der Boden, die Abdeckung der Gebirge und ganze Witterungslage, festes Land und Meer u.s.w.“ sei dabei zu berücksichtigen (ebd. 268).

Stellvertretend für die „Gesamtheit der physischen Ursachen“ wird das „im weitern Sinne“ verstandene Wort *Klima* verwendet (A. W. Schlegel 1798/99, 15). Die Ansichten über den Einfluß verschiedener Umgebungen sind stereotyp: „Bewohner der Berge sprechen mehr mit Gaumen, Kehle und Lippen, die der Ebenen mit der Zunge“ (Bernhardi 1803, 303). Der „Dialekt der Berge“ weist „überall einen entschiedenen Hang zu den rau aspirierten ch“ auf, wohingegen man „an den Seeküsten [...] das schmelzende sch, und auch die nasalen Töne“ findet (F. Schlegel 1803, 26). Am konkreten Beispiel: „Das Dänische ist weich und auseinander geflossen, so wie ihr Klima feucht und neblig, das Schwedische athmet eine rauhere Bergluft“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 238); das Oberdeutsche hat „eine gewisse Unbeholfenheit und rauhe Bergaccente an sich“, während man „in der fließenden Leichtigkeit des Niederdeutschen [...] den klimatischen Einfluß der mildernden Seeluft und der an der See gelegenen Ebenen“ erkennt (ebd. 330).

In Anlehnung an Rousseau unterscheiden die Romantiker hauptsächlich zwei Klimazonen: eine ‚südliche‘ und eine ‚nördliche‘.¹⁰ In den „glücklichen Gefilden“ des Südens fällt dem Menschen sowohl materiell wie kognitiv alles gleichsam von selbst zu:

Ein von selbst ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Brust hebt sich dem beseelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Wesen wird elastisch und expansiv. [...] Sein Geist sondert und ordnet die Gegenstände schnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühselig ihre Merkmale häufen, um

¹⁰ Vgl. Buck 1939, 34. – Die Bezeichnungen sind offenbar tatsächlich eher klimatisch als geographisch verwendet; *südlich* meint in aller Regel: ‚näher am Äquator‘ (gleich in welcher Hemisphäre).

sie festzuhalten. Die Empfindung behält daher den freiesten Spielraum, und gault unaufröhrlich auf der Oberfläche seines Daseins (A. W. Schlegel 1798, 213f.).

In den nördlicheren Gebieten dagegen, in denen „die Natur karger, der Himmel unfreundlicher“ wird,

weicht die fröhliche Hingebtheit dem Ernst und der Sorge. Die Brust verengt sich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuße offen, sind nur zu Kampf und Arbeit geschärf. Der langsamere Verstand greift Alles schwer und gewaltsam an. Der schlanke Leib badeht sich nicht mehr leicht bekleidet in der freien Luft, die unförmlichere Gestalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkreucht sich der innere Mensch, wie der äufste, in dumpfe Winterhöhlen (ebd. 214).

Die unterschiedlichen Einflüsse auf den Organismus und, über diesen, auf den Geist des Menschen wirken sich auch auf die Sprache aus. Besonders betroffen ist davon die quantitative Relation der Vokale und Konsonanten, die „durchgehends charakteristisch für die climatischen Eigenthümlichkeiten der Nationen und Länder“ ist (A. W. Schlegel 1803/04a, 294).

Drei Hauptarten von Sprachen unterscheidet Schlegel aufgrund der Prägung durch das Klima:

a) „Es kann eine so üppige und zerflofene Sinnlichkeit geben, daß der Geist aller Spannung unfähig wird, und dann verschwimmt auch die Sprache ohne Haltung in Vokalen, wie die der Otaheitier“ (A. W. Schlegel 1798, 214).

b) „Wo die Beweglichkeit der anschauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in schönem Gleichgewichte steht, da geht dieß auch in die Sprachen über: sie fügen sich, tönend und geflügelt, den Gesetzen des Wohlklanges wie von selbst“ (ebd.). Beispiele sind für Schlegel Arabisch, Persisch, Sanskrit und Hebräisch.

c) „Je verschlofener und ungestümer die Natur wird, je mehr sich ihr Bild entfärbt und umnebelt: desto rauher, verworner und mühseliger wird auch die Bezeichnung der Gegenstände durch stimmloses Geräusch, zwischen sich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt“ (ebd.). Als Beispiele dafür werden ohne nähere Erläuterung „die nordischen Sprachen“ genannt (A. W. Schlegel 1798/99, 22); wahrscheinlich ist an skandinavische Sprachen zu denken.

Die im Dialog *Die Sprachen* (1798) noch nahezu wertfrei getroffene Unterscheidung der Menschen- und Sprachtypen in ‚südliche‘ und ‚nördliche‘, die den ersteren sogar einen gewissen Vorzug einzuräumen scheint, birgt im Kern bereits die Anlage eines später tatsächlich erfolgten charakteristischen Umschlags: Die südlichen Völker sind von der Natur begünstigt; ihre Eigenschaften sind ein rascher Geist und ein heiteres Gemüt. „Die Empfindung behält daher den freiesten Spielraum, und gault unaufhörlich auf der Oberfläche“ des Daseins. Dieser Wortlaut, der aufgrund des Kontextes unmöglich als abwertend interpretiert werden kann, eröffnet gleichwohl die Möglichkeit, negative Konnotationen einfließen zu lassen:

Das ‚Gaukeln an der Oberfläche‘ mag in weniger eindeutigem Kontext (ganz im Sinne der damals gängigen Charakterisierung südeuropäischer oder gar nichteuropäischer südlicher Nationen) ohne weiteres den Beigeschmack von Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit annehmen. Ebenso sind umgekehrt der ‚Ernst‘, die ‚Sorge‘, der ‚Kampf‘ und die ‚Arbeit‘ der unsinnlicheren (daher eben *geistigeren*) ‚Nordmenschen‘ jederzeit einer positivierenden Umwertung im Sinne protestantischer Leistungsethik offen; der Rückzug des ‚inneren Menschen‘ wie des ‚äußeren‘ in ‚dumpfe Winterhöhlen‘ wird dann zur ‚Tiefgründigkeit‘ und zum ‚spekulativen Vermögen‘. Es besteht kein Zweifel daran, daß Schlegel sich 1798 über solche Deutungsversuche noch lustig gemacht hat. Ein paar Jahre später jedoch klassifiziert er selbst ernsthaft nach den genannten Kriterien. Zwar begibt er sich niemals auf das Niveau hinab, den ‚südlichen‘ Völkern und ihren Sprachen pauschal Oberflächlichkeit, den ‚nördlichen‘ pauschal Tiefe zuzusprechen. Er unterscheidet stets differenziert, wobei aber die Unterscheidungskriterien weder einheitlich noch immer ganz nachvollziehbar sind. So werden das Französische und das Englische, ersteres aufgrund seines Klangs (A. W. Schlegel 1801/02, 423) und seiner ‚Nüchternheit und Armuth‘ (ebd. 424), letzteres aufgrund seiner Geschichte und seiner ‚phlegmatische[n] Gleichgültigkeit‘ (ebd. 425) als flach bzw. ‚unbedeutend‘ (A. W. Schlegel 1798/99, 23) bezeichnet.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang Schlegels Charakterisierung der deutschen Nation und Sprache. So wie den Deutschen traditionell eine Mittelstellung – sowohl geographisch wie kulturell – zwischen West und Ost zugesprochen wurde, positioniert Schlegel sie in der Mitte zwischen Nord und Süd. Damit gehören sie beiden Sphären an, aber keiner von beiden ganz – noch genauer gesagt, sie bilden eine Sphäre für sich. Sie weisen keine einseitigen Nationaleigentümlichkeiten auf, sondern vereinigen in sich alle Züge ihrer Nachbarn; ihre Nationalität besteht darin, ‚sich derselben willig entäußern zu können‘ (A. W. Schlegel 1801/02, 195), positiv gewendet: in Universalität oder ‚Allseitigkeit‘ (A. W. Schlegel 1803/04b, 24).

Die Deutschen sind aufgrund ihrer geographisch-klimatischen Mittelposition die idealen Vermittler zwischen den Nationen. Die ihnen gestellte ehrgeizige Aufgabe ist es, ‚die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten zu vereinigen, sich in alle hineinzuendenken und hineinzu fühlen, und so einen kosmopolitischen Mittelpunkt für den menschlichen Geist zu stiften‘ (A. W. Schlegel 1803/04a, 336). Diese den Deutschen zugeschriebene Nationaleneigentümlichkeit, die ‚Bereitwilligkeit, [...] sich in fremde Denkmäler zu versetzen und ihnen ganz hinzugeben‘, wirkt sich auch und vor allem auf die Sprache aus, die dadurch ‚zur geschicktesten Dolmetscherin und Vermittlerin für alle übrigen wird‘ (A. W. Schlegel 1802/03, 480). Es sei daher ‚gewiß keine zu sanguinische Hoffnung anzunehmen, daß der Zeit-

punkt nicht so gar entfernt ist, wo das Deutsche allgemeines Organ der Mittheilung für die gebildeten Nationen seyn wird‘ (ebd.). Ähnliche Vorstellungen lassen auch andere Romantiker erkennen, wenn sie beispielsweise äußern, der Deutsche sei ‚lange das Hänschen gewesen‘, er ‚dürfte aber wohl bald der Hans aller Hånse werden‘ (Novalis 1798, 437); ähnliche Vorstellungen finden sich auch bei Schiller und Goethe (vgl. Bär 1999a, 272–275; 1999b, 230).

3.1.2. Nicht nur durch die sie umgebende Natur jedoch, sondern auch durch ihre politische, soziale und kulturelle Geschichte wird eine Nation und mit ihr ihre Sprache geprägt. Als Beispiele werden unter anderem die Spanier und die Chinesen genannt. Der Sprache und Poesie der Spanier schreibt A. W. Schlegel (1809/11, 65) ‚eine orientalische Ader‘ zu, die er durch einen Hinweis auf die spanische Geschichte, will sagen, durch den jahrhundertlangen kulturellen Kontakt mit den Arabern erklärt. Auf das Chinesische wendet er den bis auf Platons *Kratylos*-Dialog zurückzuführenden Topos an, gemäß welchem dem Konsonanten *r* die Funktion der Bezeichnung von Stärke und Kraft zugeschrieben wird, und kommt so zu der Überlegung: ‚Vielleicht ist der Mangel des *r* in der chinesischen Sprache ein Charakter der alten chinesischen Nation, da sie immer die Beute ihrer Feinde geworden ist‘ (A. W. Schlegel 1798/99, 24).

Die Entwicklung oder Ausbildung einer Sprache verläuft stets parallel zur intellektuellen und kulturellen Entwicklung der Nation: ‚[J]ede Sprache [geht] mit der erweiterten Erfahrung und Nachdenken Hand in Hand‘ (Bernhardi 1801, 125); die ‚Masse ihrer Zeichen enthält das jedesmalige Maas der Erfahrungen der Nation, welcher die Sprache angehört‘ (Bernhardi 1803, 19). Da nun dieses ‚Maas [...] eigentlich täglich wechselt‘, ändert sich auch die Sprache permanent: Als ‚Instrument der Mittheilung‘ ist sie ‚ein Werkzeug, welches nach einer Reihe von Jahren zu einem ganz andern wird, als es anfangs war, ohne auf dem höchsten Bildungspunkte je etwas anders, als etwas momentanes gewesen zu sein‘ (ebd.). In dieser dynamischen Wandelbarkeit sehen die Romantiker eine unabdingbare Qualität der Sprache: ‚Eine Sprache ist ja keine Sache, sondern eine gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse [...], die [...] unaufhörlich mit den Geschlechtern selbst wechseln [...] muß‘ (A. W. Schlegel 1801/02, 417).

Als Beispiel für eine Sprache, die ihre Flexibilität eingeübt hat und daher nicht mehr imstande ist, ihre Funktion zu erfüllen, dient stereotyp das Französische: Um den Entwicklungsstand, den diese Sprache in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erreicht habe, und der von den Zeitgenossen für das ‚letzte Ziel‘ der Sprachkultur gehalten worden sei, ‚auf immer zu fixieren‘, sei die Académie Française gegründet worden. Ziel sei es gewesen, ‚in alle Ewigkeit so [zu] sprechen und [zu] schreiben, wie im Zeitalter Ludwigs des 14ten, bey Strafe für unfranzösisch gehalten zu werden‘ (A. W.

Schlegel 1801/02, 424). Da das Französische auf diese Weise „durch eine Menge conventionelle Bande gefesselt“ sei (ebd.), da es keine freie Entwicklung mehr nehmen könne und sich in einer „unübersteiglichen Einschränkung“ im Kreise drehe (ebd. 425), wird es als eine *tote Sprache* bezeichnet: Eine Sprache sei „in ihrem innern Wesen abgestorben“, sofern das „lebendige Prinzip des freyen Bildens“ in ihr seine Wirksamkeit verloren habe, da sie, um „wahrhaft zu leisten was sie soll“, immer „ursprünglich und schöpferisch“ bleiben müsse (A. W. Schlegel 1803/04a, 323).

3.2. Sprache und Denken

Die wichtigste Funktion von Sprache ist für die Romantiker zweifellos die kognitiv-poetische Funktion. Ihre Meinung über den Zusammenhang von Sprache und Denken steht im Gegensatz zu der Überzeugung, daß der Mensch „ohne Sprache [...] denken“ und „vermittelt der Bilder, die er durch die Phantasie sich entwirft“, zu „allgemeinen abstracten Begriffe[n]“ fähig sei (Fichte 1795, 309). Romantischer Auffassung zufolge ist Sprache nicht nur ein Instrument, Gedanken auszusprechen und anderen mitzuteilen, sondern vorgängig ein Instrument, Gedanken überhaupt zu erzeugen. Nach Herder (1772, 38) hätte der „Wilde, der Einsame im Walde [...] Sprache für sich selbst erfinden müssen; hätte er sie auch nie [mit anderen] geredet“, weil der Mensch „nicht den ersten Menschlichen Gedanken denken, nicht das Erste besonnene Urtheil reihen“ könne, ohne daß er mit sich selbst „dialogire oder zu dialogiren strebe“ (ebd. 47). Auch für A. W. Schlegel (1798/99, 6) ist das Sprechen „zuvörderst eine innerliche Handlung“. Der Mensch spricht „zunächst mit sich selbst“ und muß, bevor er „andern seine Gedanken mitzuteilen sucht [...], die Sprache erst an sich selbst versuchen“ (ebd. 7).

Die Begründung dafür greift eine Argumentation auf, die bereits im *Traité des langues* (1703) des Franzosen Frain du Tremblay formuliert und von Rousseau im *Discours sur l'Inégalité* (1754) wiederholt worden war¹¹: Man könne nicht miteinander sprechen, ohne zuvor bereits über Sprache zu verfügen, „denn zum Mitteilen müssen wir Gedanken und Begriffe haben, die aber nur durch Zeichen festgehalten werden können“ (A. W. Schlegel 1798/99, 6).

Die Auffassung, daß ohne „Merkwort“ (Herder 1772, 47), ohne sprachliches Zeichen, in das ein Gedanke gefaßt werden kann, ein Gedanke als solches nicht möglich ist, anders gesagt: daß Gedanken und Wort gleichursprünglich sind und einander bedingen, hat am prägnantesten Wilhelm von Humboldt formuliert: Das „Wesen des Denkens“ bestehe im „Reflec-

tiren, d. h. im Unterscheiden des Denkenden von dem Gedachten“ (Humboldt 1795/96, 581). Der menschliche Geist müsse, um zu reflektieren, „in seiner fortschreitenden Thätigkeit einen Augenblick still stehn, das eben Vorgestellte in eine Einheit fassen, und auf diese Weise, als Gegenstand, sich selbst entgegenstellen“ (ebd.). Das Denken könne allerdings nicht anders als „mit Hilfe der allgemeinen Formen unsrer Sinnlichkeit“ erfolgen, weil es nur in diesen „aufzufassen und gleichsam fest[z]uhalten“ sei. Daher komme es zu einer „sinnliche[n] Bezeichnung der Einheiten [...], zu welchen gewisse Portionen des Denkens vereinigt werden, um als Theile andern Theilen eines grösseren Ganzen, als Objecte dem Subject gegenübergestellt zu werden“ (ebd.). Die sprachlichen Zeichen sind also zur „Portionierung“ des Denkens, zur Bildung und Objektivierung von Gedanken unerlässlich.

Humboldt betont aber zugleich, daß das Denken nicht nur von Sprache überhaupt, sondern jeweils von einer konkreten Einzelsprache abhängig sei. Es gebe zwar allgemeine, reine Verstandesbegriffe, die unverändert von einer Sprache in die andere übersetzt werden könnten, es gebe aber andererseits auch auf „innerer Wahrnehmung“ und „Empfindung“ beruhende Begriffe, die nicht allgemein gültig, sondern jeweils unterschiedlich und daher „unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt“ sind. Anders ausgedrückt: Sie sind untrennbar mit dem sie bezeichnenden Wort (das sprachspezifisch in jeweils ganz bestimmter Weise konnotiert ist) verbunden und daher unübersetzbar (Humboldt 1820, 22f.). – In diesem Sinne kann dann gesagt werden, daß „eine grosse Anzahl von Gegenständen erst durch die sie bezeichnenden Wörter geschaffen werden, und nur in ihnen ihr Daseyn haben“ (ders. 1821, 640). Die Verschiedenheit der Sprachen ist daher für Humboldt „nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“ (ders. 1820, 27).

Solchermaßen als Objektivierungen spezifischer Arten der kognitiven Weltgliederung und -gestaltung, als „Organe der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsarten“ (Humboldt 1821, 640) verstanden, sind die Sprachen eng verbunden mit den *Nationen*, von denen sie gesprochen werden: „[M]it der Sprache muß jedem die Urgestalt eines Volkes, sein tiefstes Leben Denken und Empfinden, aufgehen“ (Arndt 1818, 336). Die konkrete Beschaffenheit einer Einzelsprache hängt einerseits vom „Geiste der Nation“ ab, der sich „immer in der Sprache darstellt“ (A. W. Schlegel 1801/02, 416), wirkt andererseits jedoch auch wieder auf diesen zurück:

Mit der Muttersprache zugleich saugen wir die Vorstellungen und Ansichten der Dinge; sie ist gleichsam die Form in welche die Thätigkeiten unsers Geistes sich fügen müssen: und wie wir in der Sprache die reiche Hinterlassenschaft vergangener Geschlechter überkommen, so wird uns dabey auch die Verpflichtung mancher Wohnung mit auferlegt. Dazu herrscht die Sprache, uns unbewußt, über unsern Geist; es wird durch sie eine Erziehung jedes Zeitalters an dem folgenden ausgeübt. (ebd. 417)

¹¹ Vgl. Droixhe/Haßler 1989, 319.

Eine Sprache kann dem Einzelsprecher nicht nur „Vorstellungen und Ansichten der Dinge“ vermitteln, sondern ihm sogar bestimmte Denkformen vorgeben. So weisen manche Sprachen¹² z. B. Strukturen auf, die sie als Medium der Philosophie in besonderer Weise geeignet erscheinen lassen. Für A. W. Schlegel (1803/04a, 335) beruht die „ausgezeichnete philosophische Anlage“ der deutschen Sprache auf deren Möglichkeiten zur kompositorischen Wortbildung, die er als „Synthesis selbstständiger Begriffe“ deutet. In ähnlicher Weise interpretiert später auch Hegel (1832, 20) das semantische Phänomen, daß manche Wörter im Deutschen „verschiedene Bedeutungen nicht nur, sondern entgegengesetzte [...] haben“, worin „ein spekulativer Geist der Sprache nicht zu verkennen“ sei: Es könne dem (im Sinne der dialektischen Philosophie synthetisch operierenden) Denken „eine Freude gewähren, auf solche Wörter zu stoßen und die Vereinigung Entgegengesetzter [...] auf naive Weise schon lexikalisch als *ein* Wort von [...] entgegengesetzten Bedeutungen vorzufinden“ (ebd. 20f.).

Der Einfluß der Sprache auf das Denken wird besonders deutlich, wenn man über die Grenzen der eigenen Sprache hinausgeht: Jeder, der eine fremde Sprache verwendet, sieht sich „genötigt, die individuelle Ansicht des sprechenden Volks, welche [...] in der Sprache niedergelegt ist, mit in die Darstellung aufzunehmen“ (Bernhardi 1801, 125). Unter diesem Aspekt ist eine Nation sogar imstande, Angehörige fremder Nationen zu integrieren, ohne ihres eigenen ‚Charakters‘ dabei verlustig zu gehen: Man müsse die Fremden nur so lange dazu zwingen, „stumm in der Gemeine“, d. h. „ohne Einfluß auf die Sprache“ zu bleiben, bis sie „selbst in den Umkreis der Anschauungen des Stammvolkes hineingekommen sind“. Dann nämlich „bilden nicht sie die Sprache“ (und damit die Nation), „sondern die Sprache bildet sie“ (Fichte 1808, 319f.).

4. Purismus – Liberalität:

Haltungen gegenüber dem Fremden

Das hier zur Sprache kommende Problem der Aneignung von Fremdem beschäftigt die Romantiker in vielerlei Hinsicht – im Umfeld der Frage, ob und wie Verstehen möglich sei, ebenso wie im Zusammenhang von Übersetzung und literarischer Bearbeitung. Der sehr komplexe Gegenstand kann an dieser Stelle nur anhand eines einzigen, für das Thema *Sprache und*

¹² A. W. Schlegel (1803/04a, 335) nennt ausdrücklich das Indische, das Griechische und das Deutsche.

Nation besonders aufschlußreichen Beispiels behandelt werden: der Diskussion, ob man in der Sprache Fremdwörter dulden solle.

Obgleich die Ansichten der Romantiker darüber vielfältig sind (von Zustimmung bis zu schroffer Ablehnung ist alles vertreten), lassen sich zwei Hauptlinien der Argumentation unterscheiden: einerseits eine erkenntnistheoretisch motivierte, die vom Einfluß der Sprache auf Denken und Empfinden ausgeht und das Mittel zur Bewahrung der geistigen Identität und moralischen Integrität einer Nation in einem strengen Purismus sieht (4.1.), andererseits eine ästhetisch orientierte, die Sprache als Kunstwerk versteht und ein Wort nur dann aus ihr ausschließen will, wenn es vom Klangbild her nicht zu ihr paßt und daher ihre Harmonie und innere Einheit beeinträchtigt (4.2.). Während die erste Argumentationsweise in einer langen, bis in die Barockzeit zurückreichende Tradition steht, wird die zweite erst vor dem Hintergrund der idealistischen Kunstphilosophie um 1800, genauer gesagt durch die mit dieser eng zusammenhängende universalpoetologische Sprachtheorie der Frühromantik möglich, die in der Geschichte der Sprachreflexion ohne Vorbild ist.

4.1. Erkenntnistheoretisch-moralischer Ansatz

Die Fremdwortdiskussion der Romantik ist vor dem historischen Hintergrund der Konfrontation mit dem napoleonischen Frankreich zu sehen. Spätestens 1806 mit Gründung des Rheinbundes, dem Ende des alten Reichs und Napoleons Sieg über Preußen sind die Machtverhältnisse offenkundig. Die deutschen Intellektuellen versuchen die als schmachvoll empfundene politische Realität ideologisch zu kompensieren. Auf dem Feld des Geistes und der Sprache werden die Schichten geschlagen, die nach den Debakeln von Austerlitz, Jena und Auerstädt und dem Frieden von Tilsit militärisch vorerst nicht mehr möglich waren.

Im Winter 1807/08 hält J. G. Fichte seine *Reden an die Deutsche Nation*, in denen er sich unter anderem auch mit dem Thema Sprache auseinandersetzt. Im Unterschied zu seiner früheren Ansicht, daß man auch ohne Sprache denken könne, geht er in den *Reden* von einem Einfluß der Sprache auf das Denken aus – genauer gesagt: von einem Einfluß der sprachlich gefaßten und tradierten Erfahrungen und Meinungen früherer Generationen von Sprechern. Die Sprache gewinnt damit konstitutive Bedeutung für die Nation (oder, wie man zur Vermeidung des Fremdworts spätestens jetzt im allgemeinen lieber sagt: das Volk). Nach innen wirkt sie gemeinschaftsbildend – Menschen, die die gleiche Sprache sprechen, denken und empfinden gleich und haben gemeinsame Grundlagen des Handelns –, nach außen ermöglicht sie eine Abgrenzung gegen anders sprechende, denkende, empfindende und in der Welt sich bewegende Gruppen.

Das Eindringen fremder Elemente in eine Sprache soll nach dieser Auffassung vermieden werden, da andernfalls die Denkweise der Sprachgemeinschaft verfälscht würde. Im großen Stil geschieht dies, wenn Völker ihre ursprüngliche Sprache zugunsten einer anderen ganz aufgeben:

Das höchste, was sie hierbei thun können, ist, dass sie das Sinnbild und die geistige Bedeutung desselben sich erklären lassen, wodurch sie die flache und todte Geschichte einer fremden Bildung, keinesweges aber eigene Bildung erhalten, und Bilder bekommen, die für sie weder unmittelbar klar, noch auch lebensanregend sind, sondern völlig [...] willkürlich erscheinen müssen (Fichte 1808, 324).

Die Sprache verliert auf diese Weise ihre kognitive, weltbildende Kraft; sie ist „todd, abgeschlossen, und [...] durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel“ (ebd.). Beispiele solcher ‚toter‘ Sprachen sind für Fichte die romanischen, insbesondere natürlich (nur darf er dies im französisch besetzten Berlin nicht allzu wörtlich sagen) das Französische.

An genau dieser Stelle tritt zur bislang nur erkenntnistheoretischen die moralische Argumentation. Fichte merkt an, eine „im Grunde todte und unverständliche Sprache“ lasse sich „sehr leicht verdrehen und zu allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens misbrauchen“, was in einer „niemals erstorbene[n]“ nicht in dieser Weise möglich sei (ebd.).¹³ Überspitzt formuliert: Im Deutschen könne man nicht, im Französischen hingegen nur lügen.

Was er meint, führt Fichte am Beispiel dreier Fremdwörter vor: *Humanität*, *Popularität* und *Liberalität*, deren ursprüngliche Bedeutungen er mit *Menschlichkeit* (d.h. ‚Menschentum‘), *Haschen nach Gunst beim großen Haufen* und *Entfernung vom Sklavensinn* angibt (ebd. 322f.). Alle drei Vorstellungen seien dem Deutschen fremd. Ein Mensch, kein wildes Tier zu sein und keinen Sklavensinn zu haben, seien ihm Selbstverständlichkeiten, von denen er kein Aufheben mache; das Buhlen um die Gunst des Pöbels sei eine in Deutschland unbekannte Erscheinung. In den romanischen Sprachen, welche die genannten Wörter ihrerseits aus dem Lateinischen übernommen hätten, sei der Bedeutung von *Humanität* die Komponente „Mangel an Ernst über die gesellschaftlichen Verhältnisse“ hinzugefügt worden, das Wort *Popularität* habe die Implikation des „sich Wegwerfens“, *Liberalität* die der „gemüthlosen Lockerheit“ angenommen (ebd. 324).

Fichte zitiert den alten Topos, daß „mit dem Wort [...] auch seine Krafft in Teutschland eingeführet“ werde (Schorer 1643, 4), wenn er beklagt, man habe die Wörter *Humanität*, *Popularität* und *Liberalität* „in die deutsche Sprache gebracht, um durch das Ansehen des Alterthums und des Auslan-

¹³ Vgl. auch Arndt (1818, 360): „Die Sünde mit einem Halbschein von Tugend und Anmuth [zu] verzierten wird unserer Sprache gottlob tausendmal schwerer als es der französischen ist“.

des, ganz in der Stille und ohne dass jemand so recht deutlich merke, von die Rede sey, die letztgenannten Dinge“ – eben soziale Sentimentalität, prinzipienlosen Opportunismus und eine freizügige Moral – auch in Deutschland in Ansehen zu bringen (Fichte 1808, 324). Er geht davon aus, daß die deutschen Wörter *Menschenfreundlichkeit*, *Leutseligkeit* und *Edehnut* die genannten verwerflichen Bedeutungskomponenten nicht hätten annehmen können, weil sie in ihrer ursprünglichen Bedeutung unmittelbar verständlich und daher nicht willkürlich interpretierbar seien. In den ‚von der lebendigen Wurzel abgeschnittenen‘ romanischen Sprachen hingegen sei eine solche unmittelbare Verständlichkeit nicht gewährleistet, im Gegenteil kein Mittel zu vermeiden“ (ebd.).

Lehnt Fichte also die Aufnahme von Fremdwörtern in eine Sprache schon per se ab, weil sie die Ansichten und Wertmaßstäbe des sprechenden Volkes verändern und es damit einem schleichenden Sittenverfall preisgeben, so sind ihm französische Fremdwörter in doppelter Hinsicht ein Greuel: Diese gehören einer ‚toten‘ Sprache an und stellen bereits für die Franzosen selbst keine auf lebendiger Anschauung beruhende, daher festgefügte und gegen Mißdeutung gesicherte Sinnerheit mehr dar.

4.2. Ästhetischer Ansatz

Eine völlig andere Argumentation als bei Fichte findet sich bei dem Grammatiker und Sprachpuristen K. W. Kolbe. Für ihn, der damit in der Tradition der frühromantischen Sprachkonzeption steht, ist eine Sprache in erster Linie ein *Kunstwerk*¹⁴; ihre Haupteigenschaft ist (gemäß zeitgenössischer Kunstauffassung) innere Einheit und ein organisches Verhältnis der einzelnen Bestandteile zueinander. Fremdwörter haben in ihr aus Geschmackgründen keinen Platz: „In jedem einfachen Ganzen, das seiner Natur gemäs aus Elementen einer gegebenen Art besteht, sind eingeschobene, widerartige Afterteile, als zu diesem Ganzen weder gehörig noch passend, zerstörend entweder, oder doch widrig oder lächerlich“ (Kolbe 1809, 59). Der Autor vergleicht eine mit Fremdwörtern durchsetzte Sprache mit einem Ölgemälde, in dem „hier ein Auge mit Wasserfarben, dort eine Nase mit Pasterfarben, anderswo ein Ohr gar mit Safffarben eingesetzt wäre“ (ebd. 49).

¹⁴ Erstmals findet sich die Charakterisierung der Sprache als „wunderbarste Schöpfung des menschlichen Dichtungsvermögens“ und „große[s], nie vollendete[s] Gedicht, worin die menschliche Natur sich selbst darstellt“, bei A. W. Schlegel (1795/96, 104). Andere Autoren übernehmen diese Sichtweise, beispielsweise F. Schlegel (1805/06, 187), wenn er in der Sprache das „größte Kunstwerk“ sieht, das „den menschlichen Geist in der ganzen Fülle seines Wesens offenbaret“, und Schelling (1803/04, 358), der Sprache gleichfalls für das „vollkommenste Kunstwerk“ hält.

Daß Kolbe aus ästhetischem, nicht aus erkenntnistheoretischem oder moralischem Blickwinkel für Sprachreinheit argumentiert, hat zweierlei Konsequenzen: Erstens richtet sich sein Purismus nicht allein gegen Fremdwörter, sondern auch gegen Provinzialismen: Beide treten durch ihre atypische Gestalt „aus dem Redekörper völlig heraus, und verletzen durch dies Herausströmen die Einheit des Ganzen auf das Entchiedenste“ (ebd. 58). Zweitens lehnt Kolbe Fremdwörter keineswegs pauschal ab: „[N]icht alles Fremde, nur das widerartige Fremde steht ausser dem Kreise unserer Sprache“ (ebd. 38). Unter „widerartigen“ Wörtern sind solche zu verstehen, die ausdrucksseitig von der Sprachnorm abweichen.

Mehrfach betont er, daß er sich nicht als Radikalpuristen sieht. Wörter, die so adaptiert sind, daß man ihnen ihre Herkunft nicht mehr ansieht, akzeptiert er. Eine von fremden Einflüssen völlig freie Sprache hält er für unmöglich, da „bei dem gegenseitigen Verkehr gleichgebildeter Nationen, [...] wo der Geist der einen an dem Geiste der anderen sich gleichsam entzündet, [...] der Gebrauch abheimischer Wörter [...] nicht durchaus zu vermeiden sein“ dürfte (ebd. 68).

Auch in dieser Hinsicht steht Kolbe in der Tradition der frühromantischen Theorie. Bereits A. W. Schlegel (1798/99, 20) hatte darauf hingewiesen, daß der „allgemeine Völkerverkehr“ in allen Sprachen „einzelne Einmischungen“ bewirke und es daher eine völlig „reine“ Sprache nicht geben könne. Darüber hinaus beweise der „stättige Gebrauch“ von Fremdwörtern „in allen Zeitaltern“, daß die „Neigung zu solchen Einmischungen“ in der „Natur der Sache“ liege (ebd. 21).

Die frühromantische Theorie nimmt in allen Fragen des Umgangs mit dem Fremden eine überlegen-kosmopolitische Haltung ein, bei der die Vorstellung von Deutschland als der mittleren und daher vermittelnden Nation eine Rolle spielt.

Von zwey Menschen wovon der eine die Eigenthümlichkeit und den Gehalt des Anders versteht und würdigt, dieser aber jenen weder kennt noch erkennt, ist doch unstreitig der erste der überlegne; und eben so verhält es sich zwischen Nationen. Wo es auf das höchste Interesse der menschlichen Natur, auf die Entwicklung der edelsten Kräfte ankommt, in der Kunst und Wissenschaft unter andern, dünkte ich, wäre es eine Deutscherer Gesinnung, gar nicht zu fragen, ob etwas Deutsch oder ausländisch, sondern ob es ächt, groß und gediegen sey, als sich zu ängstigen, ob nicht etwa durch liberale Anerkennung des Fremden dem Ruhm des Einheimischen Abbruch geschehe (A. W. Schlegel 1803/04b, 16).

Von solchen Ansichten sind auch die Stellungnahmen in der Fremdwortfrage geprägt. Sprachpuristischen Bestrebungen stehen die Frühromantiker meist kritisch-distanziert gegenüber. F. Schlegel (1798, 252) macht sich über Grammatiker lustig, die „den Grundsatz des alten Völkerrechts, daß jeder Fremde ein Feind sei, in die Sprache einführen [...] wollen“; sein Bruder spottet über Schriftsteller, die „nicht das geringste fremde Tütelchen in der

Sprache dulden wollen, und sich darüber mit seltsamen Erfindungen von Wörtern den Kopf zerbrechen“ (A. W. Schlegel 1803/04b, 20).

Äußerungen wie diese beweisen, daß man einen Einfluß der Sprache auf das Denken annehmen kann (vgl. 3.2), ohne dabei doch gegen Fremdwörter zu sein. Den Frühromantikern geht es eben nicht darum, sich vom Denken anderer Nationen freizuhalten, sondern sie wollen dasselbe gerade kennenlernen und das eigene dadurch bereichern: „Das Studium der Sprachen ist [...] der goldne Schlüssel, der uns die Geistesätze fremder Nationen öffnet“ (A. W. Schlegel 1802/03, 478). Ebenso wie bei Humboldt¹⁵ geht es hier vorrangig um die Frage, ob und wie in der Vielfalt der verschiedenen Sprachen und Denkart/Weltentwürfe so etwas wie Einheit gefunden oder hergestellt werden kann:

Wenn immer die Einheit etwas höheres ist als die Trennung und Entgegensetzung, so ist es unstreitig eine von den dem menschlichen Geiste vorliegenden Aufgaben, daß alle verschiedenen Darstellungsarten desselben in verschiedenen Idiomen sich in einander müssen auflösen lassen, und gleichsam ein grammatischer Kosmopolitismus gestiftet werden soll (A. W. Schlegel 1803/04a, 337).

Auch gegen Fremdwörter, sofern sie neue Inhalte in eine Sprache einbringen und diese daher semantisch bereichern, ist daher aus frühromantischer Sicht nichts einzuwenden; sie müssen lediglich ausdrucksseitig adaptiert werden, um sich vollständig ins Sprachganze einzufügen, d. h. es darf „kein Buchstabe oder Laut“ in ihnen vorkommen, der sich „sonst in dieser Sprache nicht findet“ (A. W. Schlegel 1798/99, 32f.).

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Frühromantiker pauschal für eine Verwendung von Fremdwörtern eintreten. Diese wird im Gegenteil abgelehnt, sofern sie lediglich aus „Hang [...] zu ausländischen Sitten“ und „ohne alle Nothwendigkeit“ erfolgt (A. W. Schlegel 1803/04a, 333). Daher finden sich durchaus auch anerkennende Äußerungen über sprachpuristische Bemühungen. Beispielsweise wird Klopstock dafür gelobt, daß er „gegen die einreißende Sprachmengerey, besonders in Ansehung solcher Wörter, die wir aus dem Französischen aufnehmen, ohne Noth, und ohne sie durch Umformung gehörig einzubürgern, [...] wirksam geeifert“ habe (A. W. Schlegel 1803/04b, 20). In späteren Jahren, offenbar unter dem Eindruck der historischen Ereignisse, wird die Haltung immer reservierter. Eine aus Fremdwörtern bestehende Terminologie in Philosophie und Wissenschaften sei „eigentl[ich] ein großer Mangel“, notiert F. Schlegel (1805, 16), und seinem Bruder erscheint die „Einmischung des Ausländischen“ in der Sprache wie in den Gesinnungen „ganz unverzeihlich“ zu sein (A. W. Schlegel 1808).

¹⁵ Zu Humboldts hermeneutischem Interesse an der Vielfalt der Sprachen, die ihm als unterschiedliche Manifestationen der einen und selben menschlichen Natur gelten, vgl. Di Cesare 1996, 173f.

Gleichwohl treten die Frühromantiker nirgends mit derselben Vehemenz und Radikalität auf wie Kolbe. Sprachreinigung ist auch in Zeiten der nationalen Misere kein Anliegen für sie. Noch 1808 ist Friedrich Schlegel der Auffassung, daß jede „ursprünglich edle, d. h. organisch entstandene und gebildete“ Sprache eine „hartnäckige Bestandtheit“ habe und selbst durch die „gewaltsamste Einmischung“ nicht in ihrem Wesen beeinträchtigt werden könne (F. Schlegel 1808, 179) – eine Ansicht, so könnte man folgern, die das Eintreten für die Unterdrückung von Fremdwörtern letztlich unnötig macht.

5. Zusammenfassung

Die romantische Beschäftigung mit dem Thema ‚Nation‘ ist vielschichtig. Eine Darstellung wie die vorliegende muß sich daher auf eine Auswahl von Aspekten beschränken. Zusammenfassend lassen sich vier Punkte festhalten.

1. Unter *Nation* bzw. *Volk* verstehen die Romantiker eine Gruppe von Menschen, die durch folgende Gemeinsamkeiten bestimmt und von anderen Gruppen unterschieden ist: a) durch eine eigenständige Kultur, b) durch ein selbstbestimmtes Gemeinwesen, c) durch eine individuelle Sprache, d) durch bestimmte körperliche, geistige und/oder seelische Eigenschaften oder Fähigkeiten, die von äußeren Umständen (z. B. Beschaffenheit des Lebensraums, des Klimas etc.) abhängen, und e) durch die Abstammung. Anders formuliert: Eine Nation ist idealiter a) eine kulturelle, b) eine politische, c) eine sprachliche, d) eine lebensräumlich-charakteristische, e) eine genetische Einheit, wobei „idealiter“ besagen soll, daß im konkreten Einzelfall nicht alle Kriterien erfüllt sein müssen.

Die beiden für die romantische Theorie wichtigsten und auch am häufigsten belegten Nationsbegriffe sind der kulturelle und der politische. Dabei kommt dem kulturellen die unbestrittene Vorrangstellung zu: Eine Kultur, der die politische Realität fehlt, kann gleichwohl eine *Nation* (schlechthin) sein – nicht hingegen eine Staatsnation, der es an positiver kultureller Identität mangelt. So spricht F. Schlegel (1800, 303) von einer Diskrepanz zwischen den politischen und den kulturellen Qualitäten der *Großen Nation*, also der Franzosen, und stellt die rhetorische Frage, wie man „ohne alle Poesie“ eine Nation sein könne.

2. Das romantische Konzept ‚Nation‘ (als Ensemble der verschiedenen Einzelbegriffe) ist inhaltlich in besonderer Weise durch die damals aktuelle Konfrontation mit Frankreich geprägt; es ist hauptsächlich in diesem Zu-

sammenhang zu deuten. Die Tatsache, daß das kulturelle Kriterium gegenüber dem politischen als wichtiger, vor allem als höherwertig gesehen wird, liegt nicht in der Natur der Sache (etwa weil die romantische Theorie per se unpolitisch sei), sondern an der spezifischen historischen Situation Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts: Das politisch nicht existente ‚Deutschland‘ ist eine nur ideologische, und zwar hauptsächlich kulturhistorisch definierte Größe. Demgegenüber läßt sich an der Tatsache einer französischen Staatsnation nicht zweifeln. Um nun die Überlegenheit der Nachbarn auf politischem (und das heißt in dieser Phase der deutsch-französischen Beziehungen eben wieder einmal auch: auf militärischem) Gebiet zu kompensieren, werden sie als Kulturenation in Frage gestellt. Auf diese Weise wird eine deutsche Überlegenheit auf kulturellem, vor allem auf literarischem Sektor konstruiert, die dann – unter der Voraussetzung, daß eine bloße Kulturenation eher eine vollgültige Nation darstellt als eine bloße Staatsnation – sogar als Argument für eine nationale Überlegenheit schlechthin dienen kann: Die Deutschen, so ließe sich zuspitzend formulieren, werden als Nation gesehen, auch wenn sie nicht politisch geeint sind, den Franzosen hingegen werden bestimmte Voraussetzungen abgesprochen, um eine ‚wahre‘ Nation zu sein, obwohl sie politisch geeint sind. Erstmals ist hier jene Spätheim oft berufene und ideologisch mißbrauchte Gegenüberstellung von Deutschen und Franzosen greifbar, die auf einem angeblich diametralen Verhältnis zur Politik beruht. Die ‚politische‘ Haltung einer Nation wird hier mit der aktiven Teilnahme der Allgemeinheit am politischen Leben, d. h. mit der Neigung zu einer demokratischen Gesellschaftsform gleichgesetzt. ‚Unpolitisch‘ ist es demgegenüber, die Sorge für das Gemeinwesen ganz in die Hände einer Obrigkeit zu legen; die typische Staatsform einer unpolitischen Nation ist die monarchische oder aristokratische.

Die Behauptung, die deutsche Nation sei unpolitisch, wird nicht nur als Theorie verkündet. Fouqué – „that curious figure Friedrich de la Motte Fouqué“ (Chambers 1946, 387) – unterstellt diese Sichtweise den Deutschen als nationales Selbstverständnis. Am Beispiel des Wortes *Volk* führt er vor, daß sie in der Semantik der deutschen Sprache und damit im deutschen Weltbild verankert sei:

Die Benennung Volk ist unverkennbar aus dem alten Wort Gefolge hervorgegangen, welches die Masse der Krieger andeutete, die sich um einen Häuptling oder Edeling sammelte, um unter seiner Führung unmittelbar den Krieg zu erlernen und zu bestehn, an seine Person durch die heiligsten Bande der Ehre und des Vertrauens geknüpft (Fouqué 1819, 26).

Das hier konzipierte Selbstbild der Deutschen ist bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wirksam. Exemplarisch findet es sich beim prominentesten Spätling der Romantik, Thomas Mann. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* stellt er die Behauptung auf, daß das deutsche Volk die „Politik [...]

nicht lieben“ könne (Mann 1918, 30) und „alles politische Palaver“ ihm „in tiefster Seele“ zuwider sei (ebd. 506), da die „deutsche Humanität“ der Politisierung „von Grund aus“ widerstrebe und „dem deutschen Bildungsbezug“ das „politische Element“ fehle (ebd. 111): „Es ist so und nicht anders, daß in Deutschland die *Bejahung des Nationalen die Verneinung der Politik [...] in sich schließt* – und umgekehrt“ (ebd. 264). – Zwar hat sich Thomas Mann selbst in späteren Jahren von dieser Sichtweise entfernt, aber die *Betrachtungen eines Unpolitischen* repräsentieren eine ideologische Position, die von vielen deutschen Intellektuellen des Kaiserreichs und der Weimarer Republik eingenommen wurde, und die zumindest teilweise deren moralisches Versagen im Augenblick der nationalsozialistischen Machtergreifung erklärt.

3. Eine Nation wird zwar nicht ausschließlich, ja nicht einmal notwendig über Sprache definiert – so läßt sich beispielsweise von Europa als *Nation* reden –, aber die Sprache spielt dennoch eine wichtige Rolle im Zusammenhang der romantischen Nationstheorie. Insbesondere die Betonung ihrer Kognitions- und Symptomfunktion¹⁶ ermöglichen ihre Stilisierung zu einem Gegenstand nationaler Identifikation. Oskar Reichmann (1978, 395f.) zieht diesbezüglich eine Traditionslinie von Herder, Fichte und Humboldt über Kolbe und den dänischen Sprachideologen Ch. Paulsen bis zu Leo Weisgerber und Adolf Bach im 20. Jahrhundert.

Sprache ist nach romantischer Auffassung nicht nur ein Verständigungsmittel, sondern hauptsächlich ein Mittel der Erkenntnis. In ihr gestalten sich die in Generationen erworbenen Erfahrungen einer Nation zu einem Weltbild, das seinerseits wiederum auf die nachfolgenden Generationen, indem sie die Sprache erlernen und verwenden, übergeht und die Möglichkeit neuer Erfahrungen präformiert: Nur was sich in vorhandene sprachlich-semantische Strukturen fügt, kann gedacht oder erkannt werden. Diese Strukturen sind freilich partiell immer auch modifizierbar, z.B. dadurch, daß neue Verwendungsweisen altbekannter Wörter oder ganz neue Wörter in die Sprache eingeführt werden. Solche Neuerungen treten vor allem im Kontakt mit anderen Nationen und deren Sprachen auf. Danach, ob sie als Bereicherung oder als Beeinträchtigung des nationalen Weltbildes aufgefaßt werden, lassen sich verschiedene Ausrichtungen des romantischen Diskurses unterscheiden: Während die frühen Romantiker dem Fremden eher aufgeschlossen gegenüberstehen, betonen die späteren ausschließlicher den Wert des Eigenen, das sie gegen Einflüsse von außen verteidigen zu müssen glauben. Der Unterschied zwischen früher und späterer Romantik kann dabei selbstverständlich für eine und dieselbe Person gelten.

¹⁶ Die Termini werden im Sinne von Reichmann (1976, 1–4) verwendet.

4. Der von den Romantikern hergestellte Zusammenhang zwischen Nation und Sprache ist im Kontext des Bildes zu sehen, das sie von ihrer eigenen, der deutschen Nation entwerfen. Diese wird unter geographischem wie kulturellem Aspekt als Nation der Mitte verstanden, deren Aufgabe nach allen Seiten hin die Mediation und der Ausgleich von Gegensätzen ist. Die wahre deutsche Eigentümlichkeit sei Universalität, erklärt A. W. Schlegel (1803/04a, 336); die Deutschen seien dazu berufen, die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten zu vereinigen. „Ist nicht deutsches Wesen die Mitte, das Mittlere und Vermittelnde und der Deutsche der mittlere Mensch im großen Stile?“ fragt noch Thomas Mann (1918, 111) in unverhohlenen romantischer Tradition.

Die Sprache – als Medium der Kommunikation wie der Erkenntnis selbst ein Phänomen der Mitte – gewinnt hier entscheidende Bedeutung. Sprachlich gefaßt sind die geistigen Errungenschaften jeder Nation; das Studium ihrer Sprache ist der Schlüssel zu ihrer spezifischen Denkweise. Als Mittlernation nun, der Allseitigkeit des Geistes und „Genie der Übersetzung“ (F. Schlegel 1800, 319) eignen, sind die Deutschen naturgemäß in besonderer Weise mit Sprache befaßt und in letzter Konsequenz die sprachlichste der Nationen. Nicht umsonst wird die deutsche Sprache als die philosophischste unter den lebenden Sprachen angesehen (A. W. Schlegel 1803/04a, 335), nicht umsonst hofft man, sie werde in nicht allzuferner Zukunft „allgemeines Organ der Mittheilung für die gebildeten Nationen seyn“ (ebd. 336).

Es sind Ansichten und Hoffnungen ohne Überheblichkeit. Das Deutsche selbst wird keineswegs als „perfekt“ betrachtet. So bemerkt beispielsweise Schleiermacher – in unverkennbarer Reminiscenz an die Klimatheorie –, daß „unsere Sprache, weil wir sie der nordischen Trägheit wegen weniger selbst bewegen, nur durch die vielseitigste Berührung mit dem fremden recht frisch gedethen und ihre eigne Kraft vollkommen entwickeln kann“ (Schleiermacher 1813, 243). Die mit solcher Erkenntnis zusammenhängende „Achtung für das fremde“ führt im Verein mit der „vermittelnden Natur“ des deutschen Volkes dazu, daß dieses Volk

bestimmt sein mag, alle Schätze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eignen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde, damit nun durch Hilfe unserer Sprache, was die verschiedensten Zeiten schönes hervorgebracht haben, jeder so rein und vollkommen genießen könne, als es dem Fremdling nur möglich ist (ebd.).

Noch längst ist hier nicht die Rede davon, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle. Fremde Eigenarten und Leistungen werden als solche gesehen und respektiert. In einer seiner Vorlesungen zum Thema europäische Literaturgeschichte rät A. W. Schlegel (1803/04b, 25) in bezug auf Werke anderer Nationen seinen Hörern und Landsleuten: „Laßt uns Neid

und Eifersucht entfernen, unsern Patriotismus liebevoll erweitern, so gehören uns die großen Schöpfungen ihres Geistes auch mit an.“

Daß man seinen Patriotismus in den folgenden Jahren nicht liebevoll erweitern, sondern teilweise haßvoll verengte, daß die Achtung vor den kulturellen Errungenschaften der Nachbarn zu Geringschätzung wurde und die kosmopolitisch-hermeneutische Grundhaltung in eine chauvinistisch-hermetische umschlug, ist, wie sich zeigt, eine in der romantischen Theorie ursprünglich nicht angelegte Erscheinung.

6. Literatur

6.1. Quellen

- Arndt, Ernst Monitz, Geist der Zeit. Vierter Teil. Berlin 1818.
 Bernhardi, August Ferdinand, Sprachlehre Erster Theil. Reine Sprachlehre. Berlin 1801, reprographischer Nachdruck Hildesheim, New York 1973.
 Bernhardi, August Ferdinand, Sprachlehre Zweiter Theil. Angewandte Sprachlehre. Berlin 1803, reprographischer Nachdruck Hildesheim, New York 1973.
 Fichte, Johann Gottlieb, Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache (1795). – Zitiert nach: Fichtes Werke. Hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 8. Berlin 1845/46, fotomechanischer Nachdruck Berlin 1971, 301–341.
 –, Reden an die deutsche Nation (1808). Zitiert nach: Fichtes Werke. Hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 7. Berlin 1845/46, fotomechanischer Nachdruck Berlin 1971, 257–499.
 Fouqué, Friedrich de la Motte, Etwas über den deutschen Adel über Ritter-Sinn und Militair-Ehre. Hamburg 1819.
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Wissenschaft der Logik. Erster Teil. Die objektive Logik. (1832). – Zitiert nach: G. W. F. Hegel, Werke in 20 Bänden. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe, Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Bd. 5. Frankfurt a. M. 1986. (= stw 605)
 Herder, Johann Gottfried, Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772). – Zitiert nach: Herders sämtliche Werke. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 5. Berlin 1891, 1–147.
 Humboldt, Wilhelm von, Über Denken und Sprechen (1795/96). – Zitiert nach: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. I. Abt.: Werke. Bd. VII/2. Hälfte. Berlin 1908, 640–644.
 –, Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (1827/29). – Zitiert nach: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. I. Abt.: Werke. Bd. VI. 2. Hälfte. Berlin 1905, 1–34.
 –, Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung (wohl 1821). – Zitiert nach: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. I. Abt.: Werke. Bd. VII/2. 1820–1822. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1908, 640–644.
 –, Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (1827/29). – Zitiert nach: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. I. Abt.: Werke. Bd. VII/2. 1820–1822. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1908, 640–644.
 –, Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (1827/29). – Zitiert nach: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. I. Abt.: Werke. Bd. VII/2. 1820–1822. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1908, 640–644.

- Akademie der Wissenschaften. 1. Abt.: Werke. Bd. VI: 1827–1836. 1. Hälfte. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1907, 111–303.
 Kleist, Heinrich von, Katechismus der Deutschen abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte (1809). – Zitiert nach: Heinrich von Kleist. Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. v. Siegfried Streller in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer u. a. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1986, 389–400.
 Kolbe, Karl Wilhelm, Über Wortmengerei. Nebst einem Nachwort gegen die Herren Franz Passow u. Franz Horn (1809). – Zitiert nach der 3. Ausgabe, Berlin, Leipzig 1823. Mann, Thomas, Betrachtungen eines Unpolitischen (1918). – Zitiert nach: Thomas Mann. Gesammelte Werke in 13 Bänden. Bd. 12. Frankfurt a. M. 1974, 7–589.
 Novalis, Blütenstaub (1798). – Zitiert nach: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 2. Hrsg. v. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart u. a. 1981, 413–463.
 –, Das Allgemeine Brouillon (1798/99). – Zitiert nach: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 3: Das philosophische Werk II. Hrsg. v. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart u. a. 1983, 205–478.
 Schelling: SW + Abteilung/Band = Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämtliche Werke. Hrsg. v. Karl Friedrich August Schelling. Stuttgart, Augsburg 1856–1861.
 Schellings, Friedrich Wilhelm Joseph, Philosophie der Kunst (1803/04). – Zitiert nach: Schelling, SW I/5, 353–736.
 –, System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere (1804). – Zitiert nach: Schelling, SW I/6, 131–577.
 A. W. Schlegel: KAV + Band = August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Paderborn u. a. 1989ff.
 A. W. Schlegel: SW + Band = August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke. Hrsg. v. Eduard Böcking. Repographischer Nachdruck der 3. Ausgabe Leipzig 1846. Hildesheim, New York 1971.
 Schlegel, August Wilhelm, Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche (1798). – Zitiert nach: A. W. Schlegel, SW 7, 197–268.
 –, Vorlesungen über philosophische Kunstlehre (1798/99). – Zitiert nach: A. W. Schlegel: KAV 1, 1–177.
 –, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Teil: Die Kunstlehre (1801/02). – Zitiert nach: A. W. Schlegel: KAV 1, 181–472.
 –, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Zweiter Teil: Vorlesungen über schöne Literatur (1802/03). – Zitiert nach: A. W. Schlegel: KAV 1, 473–781.
 –, Vorlesungen über Enzyklopädie der Wissenschaften. (1803/04). – Zitiert nach: A. W. Schlegel: KAV 3, 1–373. v (= 1803/04a)
 –, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Dritter Teil: Vorlesungen über die romantische Poesie (1803/04). – Zitiert nach: A. W. Schlegel: KAV 2, 1–194. v (= 1803/04b)
 –, Die deutschen Mundarten (1808). – Zitiert nach: A. W. Schlegel, SW 8, 161–165.
 –, Über dramatische Kunst und Literatur. Zweiter Theil (1809/11). – Zitiert nach: A. W. Schlegel: SW 6.

¹⁷ Diese wichtige Quelle der frühromantischen Theorie ist bis auf den heutigen Tag nicht vollständig publiziert worden. Die Kritische Ausgabe der Vorlesungen A. W. Schlegels wird erstmals den gesamten Text bringen. Ich verdanke eine Umbruchfahnenkopie der Freundlichkeit des Ferdinand Schöningh Verlags.

¹⁸ Ich verdanke eine Umbruchfahnenkopie der Freundlichkeit des Ferdinand Schöningh Verlags.

- F. Schlegel, KA + Band = Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Paderborn u. a. 1958 ff.
- Schlegel, Friedrich, Athenäum-Fragmente (1798). – Zitiert nach: F. Schlegel, KA 2, 165–255.
- , Fragmente zur Litteratur und Poesie (1797/98). – Zitiert nach: F. Schlegel, KA 16, 83–190.
- , Gespräch über die Poesie (1800). – Zitiert nach: F. Schlegel, KA 2, 284–362.
- , Beiträge zur Geschichte der modernen Poesie und Nachricht von provenzalischen Manuscripten (1803). – Zitiert nach: F. Schlegel, KA 3, 17–37.
- , Deutsche Grammatik (1805). – Zitiert nach: F. Schlegel, KA 17, 3–31.
- , Ueber die Sprache und Weisheit der Indier (1808). – Zitiert nach: F. Schlegel, KA 8, 105–433.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens (1813). – Zitiert nach: Friedrich Schleiermacher's sämtliche Werke. 3. Abtheilung: Zur Philosophie. Bd. 2. Berlin 1838, 207–245.

6.2. Forschungsliteratur

- Bär, Jochen A., Vorschläge zu einer lexikographischen Beschreibung des frühromantischen Diskurses. In: Wörterbücher in der Diskussion III. Vorträge aus dem Heidelberger Lexikographischen Kolloquium. Hrsg. v. Herbert Ernst Wiegand. Tübingen 1998, 155–211. (Lexicographica Series Maior 84)
- , Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang. Berlin, New York 1999. (Studia Linguistica Germanica 50) [= 1999a]
- , Goethe und die Sprachkritik. In: Der Sprachdienst 43 (1999), 223–234. [= 1999b]
- , Lexikographie und Begriffsgeschichte. Probleme, Paradigmen, Perspektiven. In: Wörterbücher in der Diskussion IV. Vorträge aus dem Heidelberger Lexikographischen Kolloquium. Hrsg. v. Herbert Ernst Wiegand. Tübingen 2000, 29–84. (Lexicographica Series Maior 100)
- Buck, Rudolf, Rousseau und die deutsche Romantik. Berlin 1939. (Neue deutsche Forschungen, Abt. Vergleichende Literaturwissenschaft 1)
- Chambers, W. W., Language and Nationality in German Preromantic and Romantic Thought. In: The Modern Language Review 51 (1946), 382–392.
- Di Cesare, Donatella, Individualität der Sprache und Verstehen des Anderen. Humboldts dialogische Hermeneutik. In: Internationale Zeitschrift für Philosophie 2 (1996), 160–184.
- Droixhe, Daniel u. Gerda Haßler, Aspekte der Sprachsprungsproblematik in Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Theorien vom Ursprung der Sprache. Hrsg. v. Joachim Gessinger und Wolfert von Rahden. Bd. 1. Berlin, New York 1989, 312–358.
- Müller-Vollmer, Kurt, Von der Poetik zur Linguistik. Wilhelm von Humboldt und der romantische Sprachbegriff. In: Kurt Müller-Vollmer (Hg.), Universalismus und Wissenschaft im Werk und Wirken der Brüder Humboldt. Frankfurt a. M. 1976, 224–240.
- Reichmann, Oskar, Germanistische Lexikologie. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von „Deutsche Wortforschung“. Stuttgart 1976. (Sammlung Metzler 82)
- , Deutsche Nationalsprache. Eine kritische Darstellung. In: Germanistische Linguistik 2–5 (1978), 389–423.
- Schönemann, Bernd, Volk, Nation, Nationalismus, Masse VI–XII. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck. Bd. 7. Stuttgart 1992, 281–380.
- Schulz, Karlheinz, Voraussetzungen kultureller Vermittlung in der deutschen Frühromantik. Kosmopolitismus und Nationalismus bei den Brüdern Schlegel. In: Recherches Germaniques 19 (1989), 31–67.